

## Von Produktiven und Parasiten

1825 erscheint in Paris eine kleine Schrift, die mit einem merkwürdigen Dialog beginnt. Ein Industrieller teilt seinem Nachbarn mit, er habe vorzüglich gespeist. Des Nachbarn Entgegnung – »umso besser für Sie« – provoziert seinen Einspruch: Nicht für ihn allein, so belehrt er den Nachbarn, sei es besser, vielmehr schulde ihm die öffentliche Meinung eine hohe Auszeichnung, weil er sich das Vergnügen geleistet habe, gut zu speisen. Auf die Replik des Nachbarn – »Teufel, ein starkes Stück!« (»Diable, c'est un peu fort!«) – reagiert der Industrielle indigniert und unterstellt seinem Gegenüber aristokratische Ansichten.

Der Autor dieser Zeilen ist Stendhal (Marie-Henri Beyle, 1783–1842), der später mit Romanen wie ›Le Rouge et le Noir‹ und ›La Chartreuse de Parme‹ berühmt wird. Was besagt der Dialog, der die Schrift mit dem Titel ›D'un nouveau complot contre les industriels<sup>1</sup> einleitet? Laut Stendhal enthält er die Kurzfassung der Doktrin von Saint-Simon und seinen Schülern. Claude-Henri de Rouvroy de Saint-Simon (1760–1825) gehört zu den Vorläufern des Sozialismus, als sozialistisch im modernen Sinn wird man seine Ideen freilich kaum bezeichnen können. Laut Saint-Simon steckt das Europa des frühen 19. Jahrhunderts in einer tiefen Krise. Diese kann nur überwunden werden, wenn die parasitären Klassen – Adel, Grundbesitzer, Klerus und Militär – entmachtet werden und die Initiative an die produktive Klasse der Industriellen und Unternehmer übergeht.

Im Sommer 1825, kurz nach Saint-Simons Tod, gründen seine Schüler mit Unterstützung einiger Bankiers, Unternehmer und liberaler Politiker die Zeitschrift ›Le Producteur‹. Ihr erklärtes Anliegen ist es, den endgültigen Triumph der Arbeit über den Müssiggang herbeizuführen. Den Industriellen und insbesondere den Bankiers wird ihre erstrangige Bedeutung im Hinblick auf die Erfüllung dieser Aufgabe in Erinnerung gerufen<sup>2</sup>. Deren Auszeichnung ist indes für Stendhal erklärungsbedürftig. Wenn, so sein Argument, jede Art der Arbeit als Industrie, als Fleiss, als Absage an den aristokratischen Müssiggang gelten kann, dann erübrigt sich die saint-simonistische Lobpreisung. Offenbar gilt diese mithin nicht der Arbeit generell, sondern ausschliesslich der Tätigkeit einer Minderheit wohlhabender Industrieller und Bankiers.

---

### Urs Marti

1952. lehrt politische Philosophie an der Universität Zürich. Jüngste Veröffentlichung: ›Demokratie, das uneingelöste Versprechen‹, Zürich 2006

## Nicht alle Menschen sind gleich

Industrie meint in einem allgemeinen Sinn Fleiss, produktive Tätigkeit, doch bekanntlich gelten nicht alle fleissigen und produktiven Menschen als Industrielle. Tatsächlich kann man aus Saint-Simons Lehren und mehr noch aus den Ansichten mancher seiner Schüler, die Stendhal im Visier hat, eine Apologie des industriellen Kapitalismus und ein Loblied auf die neue Oberschicht der ›Produktivsten‹ herauslesen. Stendhal ist so wenig wie Saint-Simon ein Freund der Aristokraten, die ihre Privilegien verteidigen und den kleinen Leuten alle Rechte absprechen. Er stellt auch nicht den Nutzen der unternehmerischen Tätigkeit in Abrede, doch bestreitet er, dass diese Tätigkeit, deren Motiv letztlich der Eigennutz ist, mehr Respekt verdient als die Arbeit der unzähligen kleinen Leute, die es nicht zu Reichtum gebracht haben.

Der reiche Industrielle kann sich ein gutes Essen leisten, das sei ihm vergönnt. Wenn er zusätzlich verlangt, die Öffentlichkeit schulde ihm Anerkennung für diesen Genuss, weil er damit nicht sich selbst, sondern der Gesellschaft einen Dienst erweise, wirkt er jedoch bloss lächerlich. Er hat weder Opfer gebracht noch Heldentaten vollbracht, überdies ist er schnell bereit, die Freiheit dem Profit zu opfern. Die Jagd nach Profit ist keine öffentliche Tugend, und ökonomische Effizienz nicht mit politischer Vernunft zu verwechseln. Saint-Simon und seine Anhänger prangern zu Recht die Privilegien der alten Oberschichten an, die der Gesellschaft zur Last fallen. Aber sie sind auf dem besten Weg, eine neue Aristokratie der Industrieführer zu rechtfertigen. Wer viel Geld verdient, ist deshalb noch kein Wohltäter der Menschheit, und wer die Privilegien der neuen Reichen für unverdient hält, ist deshalb noch kein Aristokrat. Die Doktrin der Saint-Simonisten beruht auf einer folgenschweren Verwechslung. Wenn den Bankiers und Industriellen, die über das grösste Vermögen verfügen, die Leitung der Gesellschaft anvertraut werden soll, dann geben Erfolg und Reichtum den Ausschlag, nicht Arbeit und Leistung, durch die sich die mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft mindestens ebenso auszeichnen.

Seine Privilegien nicht nur geniessen, sondern dafür auch noch Anerkennung beanspruchen – fürwahr ein starkes Stück. Doch der Anspruch folgt einer altbekannten Logik: Schuldet nicht der Sklave seinem Herrn Dank dafür, dass er für ihn arbeiten darf? Aristoteles meinte, die Sklaverei sei für die Sklaven selbst vorteilhaft, könnten sie doch dank ihr an der Vernunft der Herren teilhaben. An dieser Rechtfertigung lässt sich ermessen, welch tiefe Entfremdung soziale Hierarchien bewirken. Die Kriterien, aufgrund derer gesellschaftliche Ordnungen ein Oben und Unten definieren, können variieren. Niemand wird indes bestreiten,

dass auch in den industriell entwickelten Gesellschaften der Neuzeit die Distanz zwischen Oben und Unten beträchtlich ist. Gewiss hat das Prinzip der Rechtsgleichheit seit der frühen Neuzeit an Gewicht gewonnen. Hat aber tatsächlich mit den Revolutionen des ausgehenden 18. Jahrhunderts die Idee der Gleichheit aller Menschen triumphiert? Nicht unbedingt, so besagt Stendhals Text, und das macht seine Aktualität aus: Die französische Revolution ist mit dem Anspruch angetreten, das Privileg abzuschaffen, doch die nachrevolutionäre Gesellschaft hat jene Privilegienordnung, die einigen Menschen einen höheren Wert gibt als anderen, in neuer Gestalt wieder aufleben lassen.

### Die Nation – der dritte Stand

Dass die revolutionäre Krise auf den Konflikt zwischen der parasitären (feudalen) und der produktiven (industriellen oder bürgerlichen) Klasse zurückzuführen ist, wie Saint-Simon meint, entspricht einer verbreiteten Überzeugung, die man auch bei Emmanuel-Joseph Sieyès (1748–1836) findet, einem der bedeutendsten Politiker und Theoretiker der französischen Revolution. Für ihn steht fest, dass in der guten Gesellschaftsordnung Privilegien keinen Platz haben<sup>3</sup>. Seine berühmte, 1789 erschienene Streitschrift ›Qu'est-ce que le Tiers-Etat?‹ ist denn auch eine Kampfansage an Adel und Klerus, die privilegierten Stände Frankreichs. Der dritte Stand ist, so die Antwort auf die im Titel formulierte Frage, faktisch mit der Nation identisch, die privilegierten Stände haben sich mit ihrem Anspruch auf Vorrechte selbst aus der politischen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Sieyès legt in seinem Plädoyer für den dritten Stand das Gewicht auf dessen Nutzen für die Gesellschaft. Für das Bestehen und Gedeihen einer Nation sind, so sein Argument, wirtschaftliche Tätigkeiten und öffentliche Funktionen erforderlich. Sämtliche Tätigkeiten im Bereich der Landwirtschaft, des Handwerks, des Handels, der Wissenschaft, der freien Berufe und der Dienstleistungen aller Art werden ausschliesslich von Angehörigen des dritten Stands erledigt. Für die öffentlichen Funktionen ist zum grössten Teil ebenfalls der dritte Stand zuständig. Die Angehörigen der privilegierten Stände besetzen darin nur die Positionen, die Gewinn und Ehre einbringen, aber mit keiner Arbeit verbunden sind<sup>4</sup>.

Was heisst nun aber, der dritte Stand sei ›alles‹? Ist gemeint, dass es sich dabei um die Gesamtheit der produktiven, arbeitsamen Bevölkerung handelt? In einer Hinsicht mag das richtig sein: Alle Angehörigen des dritten Standes haben übereinstimmende Interessen. Im Hinblick auf das Recht, jene zu wählen, die ihre Interessen vertreten, oder gar sich

selbst wählen zu lassen, sind sie indes nicht gleich. Dieses Recht kann, wie Sieyès ausführt, nicht allen zukommen, nicht den Frauen, den Landstreichern, den Bettlern, den Dienstboten, den wirtschaftlich Abhängigen generell und den Fremden<sup>5</sup>. So fordert er denn die Einteilung der Bevölkerung in aktive und passive Staatsbürger. Unter seinem Einfluss wird in Frankreich eine Verfassung ausgearbeitet, die die Eigentumslosen vom Wahlrecht ausschliesst und dem besitzenden Teil der männlichen Bevölkerung nach Massgabe der Steuerleistung gestufte Partizipationsrechte zugesteht. Abgeordnete können nur aus dem kleinen Kreis derjenigen gewählt werden, die ein sehr hohes Vermögen versteuern.

Wie werden diese neuen Privilegien begründet? Wer, so Sieyès, nichts zur öffentlichen Gewalt beiträgt, darf keinen aktiven Einfluss auf das Gemeinwesen nehmen. Doch wer trägt zur öffentlichen Gewalt bei? Offensichtlich muss der Beitrag pekuniärer Art sein. Sieyès spricht von den eigentlichen Aktionären des grossen gesellschaftlichen Unternehmens, die allein die wahren Glieder der Gesellschaftsverbinding sind<sup>6</sup>. Wenn er hingegen über die arbeitenden Klassen spricht, so handelt es sich offensichtlich um ein anderes Volk. Aristoteles bezeichnete die Sklaven als beseelte Werkzeuge, Sieyès sieht in der werktätigen Bevölkerung eine Masse zweibeiniger Instrumente, denen es an Moral und Sinn für Freiheit fehlt, deren Hände Arbeit wenig einbringt und deren Seelen abgestumpft sind. Er spricht freilich ebenso von den Unglücklichen, die dazu verurteilt seien, die mühevollen Arbeiten zu erledigen und mit der Herstellung von Gütern anderen einen Genuss zu ermöglichen, der ihnen selbst verwehrt bleibe<sup>7</sup>; diesen Menschen mangle es an sozialer Anerkennung und an politischen Rechten.

### **Die Verwirrung der Gebildeten angesichts der ›classe industrielle‹**

Einige Jahrzehnte, nachdem Sieyès diese Zeilen geschrieben hat, treten die Arbeiter als neue gesellschaftliche Akteure ins Blickfeld des politischen Denkens und stürzen es in Verwirrung. Exemplarisch wird diese Verwirrung fassbar in Alexis de Tocquevilles (1805-1859) Reflexionen über die sich formierende Arbeiterklasse und ihre neuen Herren. Im 1835 verfassten ›Mémoire sur le paupérisme‹ äussert Tocqueville seine Zweifel am Sinn staatlicher Fürsorge. Er ist überzeugt, eine staatliche Institution, die für die Bedürfnisse der Armen aufkomme, werde deren Elend letztlich nur verschlimmern. Öffentliche Wohltätigkeit korrumpiere die Beitragsempfänger moralisch, entfremde sie den Reichen, bringe die Wirtschaft zum Erliegen und werde, wenn es dereinst bei den Reichen nichts mehr zu holen gäbe, zum Aufstand der Armen führen<sup>8</sup>. Im-

merhin ist Tocqueville nicht blind für deren prekären Status. Die ›classe industrielle‹ – damit ist nun tatsächlich die arbeitende Klasse gemeint – diene der Gesellschaft, indem sie Gegenstände herstelle, die künstliche Bedürfnisse befriedigten, welche im Gegensatz zu jenem nach Nahrung im Krisenfall unbefriedigt bleiben könnten. Daher befänden sich die Industriearbeiter im Gegensatz zu den Kleinbauern in der vorindustriellen Subsistenz-Wirtschaft permanent in einer Situation der Unsicherheit, da sie mit dem, was sie herstellten, weder sich selbst versorgen noch mit einer dauerhaften Nachfrage danach rechnen könnten<sup>9</sup>.

Tocqueville weiss um die soziale Unsicherheit, der die neue Unterschicht ausgesetzt ist. Wie er im 1840 erschienenen zweiten Teil von ›De la Démocratie en Amérique‹ schreibt, gibt es nichts, was die Gesetzgebung so sehr beschäftigen müsse wie die ökonomischen Umwälzungen, die die Konzentration des Kapitals herbeiführen. Die industrielle Form von Arbeitsteilung bewirke, dass der Mensch in gleicher Masse seine Würde verliere, wie er sich als Arbeiter perfektioniere und die Chance einbüsse, seine intellektuellen Fähigkeiten zu entwickeln. Ein solcher Mensch gehöre nicht mehr sich selbst; die von der modernen Gesellschaft in Aussicht gestellten Freiheiten blieben für ihn leere Versprechungen, da ihm die Gesetze der Industrie einen eng umgrenzten Platz zuwiesen. Im gleichen Zug, wie diese Gesetze die Arbeiterklasse unaufhörlich erniedrigten, hoben sie die Klasse der neuen Herren empor. Die Industrie schaffe eine neue Aristokratie, die die Arbeiter verelenden lasse und sie dann der öffentlichen Wohlfahrt überlasse<sup>10</sup>.

Tocqueville verdrängt weder die Misere der arbeitenden Bevölkerung noch die Verantwortungslosigkeit der neuen Aristokraten. Ein Aufenthalt in Manchester führt ihm 1835 die Realität der kapitalistischen Produktionsweise vor Augen. Die Fabriken und die Unterkünfte der Arbeiter empfindet er als infernalisch. Für ihn steht fest, dass der Reichtum der Minderheit das Elend der Mehrheit verursacht<sup>11</sup>. Doch solche Einsichten werden ihn im Revolutionsjahr 1848 nicht davon abhalten, die Forderung der Arbeiter nach einem Recht auf Arbeit als grotesk und monströs, als blossen Ausdruck enthemmter Habgier zurückzuweisen. Dem Aufbegehren der arbeitenden Klasse gegen ihre Arbeits- und Lebensbedingungen spricht er jede Legitimität ab<sup>12</sup>.

Tocquevilles Auseinandersetzung mit der Industrialisierung und der sozialistischen Bewegung zeigt beispielhaft, wie schwer es vielen Gebildeten im 19. Jahrhundert gefallen ist, eine durch den Kapitalismus veränderte Welt zu verstehen und mit ihren Wertvorstellungen in Einklang zu bringen. Auf der einen Seite stehen das Entsetzen über das Elend der Armen und die Empörung über den blinden Egoismus der Reichen. Auf

der anderen Seite steht die Angst vor der sozialistischen Revolution; sie bewegt Tocqueville dazu, die Eigentumsordnung für sakrosankt zu erklären und den Arbeitern das vorzuwerfen, was er als Merkmal des modernen Menschen nüchtern zur Kenntnis nimmt: ihre Handlungen seien einzig von materieller Gewinnsucht motiviert. Wenn er sich gegen die öffentliche Unterstützung der Not Leidenden ausspricht, setzt er stillschweigend voraus, dass Arme und Reiche sich nicht aufgrund ihrer materiellen Ressourcen oder ihrer Handlungsmöglichkeiten in der Gesellschaft unterscheiden, sondern aufgrund ihrer moralischen Qualifikation. Reiche werden, selbst wenn sie Geld verlieren, nicht aufhören, mit ihrem Handeln die Wirtschaft in Gang zu halten; Arme werden, selbst wenn man ihnen Geld gibt, doch immer Parasiten bleiben. Es ist erstaunlich, wie sich solche Denkmuster ungeachtet ihrer fehlenden Plausibilität heute wieder grosser Beliebtheit erfreuen. Plausibler ist doch die Annahme, die Handlungsbereitschaft eines Menschen hänge von seinen effektiven Handlungsmöglichkeiten ab, und diese in monetarisierten Gesellschaften nicht ausschliesslich, aber auch von den verfügbaren monetären Ressourcen.

### **Leistung lohnt sich für viele nicht**

Tocqueville wie auch Sieyès geben freilich ebenso zu verstehen, dass notwendige und für die Gesellschaft oder doch zumindest ihren wohlhabenden Teil nützliche Arbeiten von Menschen ausgeführt werden, die dafür kaum Anerkennung und schon gar nicht den Status vollwertiger Staatsbürger erhalten. Leistung, mühselige Arbeit, lohnt sich für einen grossen Teil der Bevölkerung auch in jenen Gesellschaften nicht, die die alten aristokratischen Tugenden durch Leistungsfähigkeit und -bereitschaft ersetzen wollten. Repräsentanten dieser Gesellschaft sind immer noch in erster Linie Menschen, die von der Arbeit anderer profitieren. Privates Eigentum ist folglich nicht zwingend das Resultat eigener Arbeit; harte Arbeit verhilft oft kaum zu Eigentum, während grosses Eigentum sich durchaus mit Müssiggang verträgt.

Jede Aneignung natürlicher Güter beruht auf Arbeit, und diese Eigenleistung schafft privates Eigentum, begründet also ein Recht, welches das gemeinsame Recht der anderen an diesen Gütern ausschliesst – so sah es noch John Locke (1632–1704). Gott gab die Welt »dem Fleissigen und Verständigen zur Nutzniessung (und Arbeit sollte seinen Rechtsanspruch darauf bewirken), nicht aber dem Zänkischen und Streitsüchtigen für seine Launen und Begierden«<sup>13</sup>, schrieb er, und glaubte damit, dem Besitzbürger zu einem guten Gewissen verholfen zu haben. Der »Standpunkt der Kinderfibel«<sup>14</sup> vermochte aber letztlich auch die libe-

ralen Ökonomen des 18. Jahrhunderts nicht zu überzeugen. Adam Smith (1723–1790) entlastet die Menschen von der moralischen Verantwortung für ihr wirtschaftliches Treiben. Es stimme, schreibt er freimütig, dass die Reichen gefühllos und egoistisch seien. Obwohl aber »der einzige Zweck, welchen sie durch die Arbeit all der Tausende, die sie beschäftigen, erreichen wollen, die Befriedigung ihrer eigenen eitlen und unersättlichen Begierden ist, [...] fördern sie, ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es zu wissen, das Interesse der Gesellschaft [...].« Es sei die unsichtbare Hand, die sie dazu führe, »beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustande gekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihre Bewohner verteilt worden wäre«<sup>15</sup>.

Auch das ist zwar eine Fabel, doch geht es hier um jene andere Fabel, die besagt, die Gesellschaft sei einer besonderen Klasse von Menschen zu Dank verpflichtet, den Unternehmern oder Industriellen, die sich durch eine für die Gesellschaft höchst segensreiche Tugend auszeichnen. Arbeit und Produktivität spielen in normativer Hinsicht in den Theorien der unsichtbaren Hand keine zentrale Rolle. Friedrich von Hayek hält gar bedauernd fest, die meisten Menschen akzeptierten die Marktwirtschaft trotz der Ungleichheiten, die sie bewirke, nur deshalb, weil sie glaubten, alle erhielten den Anteil, der ihnen nach Massgabe ihrer Leistung zustehe. Der Glaube, Leistung werde vom Markt belohnt, möge zwar, konstatiert er nüchtern, motivierend wirken, sei aber falsch<sup>16</sup>.

Diese Erkenntnis Hayeks wird heute nur allzu gern verdrängt. Im politischen Alltag vermischt sich der Neoliberalismus auf seltsame Weise mit ›produktivistischen‹ Vorstellungen. Während unternehmerische Eliten als Leistungsträger und Stützen der Gesellschaft gepriesen werden, sieht sich der Rest der Gesellschaft dem Vorwurf ausgesetzt, bloss Ansprüche zu erheben. Arbeitslose werden als Leistungsverweigerer diskreditiert, Sozialhilfebezüger als Schmarotzer. Monetärer Reichtum gilt als Zeichen nicht bloss des Erfolgs, sondern des Verdienstes, während blosser Arbeitsleistung kaum mehr auf Anerkennung zählen kann. Die Superreichen setzen sich in Szene, lassen sich von Medien und Politik hofieren wie weiland der Hochadel, und zuweilen entsteht der Eindruck, ganz wie Stendhals Industrieller erwarteten sie von der Gesellschaft auch noch Anerkennung dafür, dass sie sich eine Villa in Gstaad gönnen, eine Luxusyacht oder sonstige Extravaganzen.

Derweil öffnet sich die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter. Wie die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich feststellt, hat der Anteil der Profite seit den 1980er-Jahren habe im Vergleich zu jenem der Löhne unverhältnismässig zugenommen<sup>17</sup>. Dass man mit Geld allein

mehr Geld macht als mit Arbeit, dass zwischen dem luxuriösen Lebensstil der wenigen und der Prekarität der vielen ein ursächlicher Zusammenhang besteht, lässt sich kaum mehr bestreiten. Und doch wird sich wohl noch eine Weile die seltsame Ansicht behaupten, die wirtschafts- und sozialpolitischen Probleme der Gegenwart liessen sich mit Hilfe von Kategorien wie Fleiss und Faulheit verstehen. Ironie der Geschichte: Saint-Simon, an den solche Ansichten gemahnen, galt den Vätern des Neoliberalismus als Urheber des sozialistischen Sündenfalls. Mit mehr Scharfsinn hat dagegen Stendhal in dessen Doktrin die Apologie einer neuen, ›unternehmerischen‹ Aristokratie entdeckt.

## Anmerkungen

- 1 Stendhal: Oeuvres complètes. Edition établie sous la direction de V. Del Litto et E. Abrevant. Genève 1967–1974, Vol. 45: 269–285
- 2 Rudé, Fernand (1983): Stendhal et la pensée sociale de son temps. Brionne
- 3 Sieyès, Emmanuel-Joseph: Politische Schriften 1788–1790. Hrsg. E. Schmitt und R. Reichardt, München, Wien 1981: 93f
- 4 Sieyès: Politische Schriften, 119 ff
- 5 Sieyès: Politische Schriften, 135f
- 6 Sieyès: Politische Schriften, 251
- 7 Sieyès: Ecrits politiques. Paris 1985. Zit. in Robert Castel: "Work and usefulness to the world", in: International Labour Review, Vol. 135, 1996, No. 6: 615–622
- 8 de Tocqueville, Alexis: Oeuvres complètes: édition publiée sous la direction de J. P. Mayer. Paris 1951 ff, XVI: 132–138
- 9 de Tocqueville: Oeuvres complètes, XVI: 123f
- 10 de Tocqueville: Oeuvres complètes, I/2: 164–167
- 11 de Tocqueville: Oeuvres complètes, V/2: 79–82
- 12 de Tocqueville: Oeuvres complètes, III/2: 750; III/3: 170f; XII: 95 ff; 151f
- 13 Locke, John: Zwei Abhandlungen über die Regierung II, § 34, Frankfurt/M 1989
- 14 Marx, Karl: Das Kapital I. Marx-Engels-Werke 23: 742, Berlin 1956 ff
- 15 Smith, Adam: Theorie der ethischen Gefühle. Hamburg 1977: 316f
- 16 von Hayek, Friedrich: Gesammelte Schriften in deutscher Sprache. Hg. von A. Bosch e.a., Tübingen 2001 ff, B4: 224f.
- 17 Ellis, Luci, Kathryn Smith (2007): The global upward trend in the profit share. Working paper, Bank for International Settlements, Monetary and Economic Department, No. 231, Basel